

Dossier – Aufbruch

Zimmern an der Hoffnungswende

Seit der Übernahme von Kongress und Senat durch die Demokraten glost in den USA bereits die Vorphase des Präsidentschaftswahlkampfes. Die Polit-Shootingstars Barack Obama und Hillary Clinton gelten als Favoriten des blauen Lagers. Doch ihm fehlt wichtige Amtserfahrung und ihr der Draht zum Publikum.

Gerne sagt man dieser Tage, dass die USA für einen historischen Schritt bereit seien. Und weil damit zuallererst ein demokratischer Präsident gemeint ist, verspricht die Partei seit ihrem Wahlsieg in den Kongresswahlen Aufbruchstimmung, sooft es angebracht scheint. Der Tenor: Wenn nicht jetzt, wann bitte dann?

Und während die Demokraten, zurückgekehrt von der zahnlosen Opposition der letzten Jahre, an der Zukunft zimmern, hängt der Hausseggen im republikanisch regierten Land gehörig schief. Die Werte des regierenden Präsidenten rangieren dank Irak-Debakel auf einem verlässlichen Tiefpunkt. Und in der Bevölkerung macht sich eine Verdrossenheit breit, die im Geschick der Regierung gründet, zielgerichtet an den Bedürfnissen der Mittelklasse vorbeizuentcheiden.

Ein tiefer Graben zieht sich durchs Land, der Erinnerungen an den Amtsantritt des kürzlich verstorbenen Präsidenten Gerald Ford wachruft: Nach Watergate und Rückzug des Skandalregenten Nixon übernahm er Mitte 1974 das Zepter einer zerfurchten USA. Ford hatte es zwar nicht so sehr mit Innovation, aber er führte eine Politik der Beruhigung, und damit zumindest im Nixon entgegengesetzten Stil. Einen ähnlichen, wengleich weniger beschaulichen Kurswechsel, wünschen sich die Amerikaner für ihren 44. Präsidenten. Neben dem Verständnis für das Leben des Durchschnittsbürgers solle dieser, so *Newsweek*-Autor Howard Fineman, eine gewisse Leidenschaft für Wissen mitbringen und sich folglich auch schon einmal „in Bibliotheken aufhalten“.

JFK Nummer zwei

Barack Obama, jung, eloquent und Senator in erster Amtsperiode in Illinois, erfüllt diese Mindestanforderungen mit Bravour. Obama, der genauso wie Hillary Clinton noch keine offiziellen Kandidaturpläne wälzt, ist seit seiner Rede auf dem demokratischen Parteitag 2004 ein Senkrechtstarter und steht der New Yorker Senatorin im Bekanntheitsgrad um nichts nach. Etwas weniger Aufhebens wird indes um mögliche republikanische Kandidaten gemacht. Dort gelten John McCain, Senator von Arizona und mit 70 Jahren ein alter Polithase, sowie Rudolph Giuliani, ehemaliger Bürgermeister von New York, als Favoriten.



Erst zwei Jahre ist Barack Obama Senator in Illinois und wird schon als Präsidentschaftskandidat gehandelt. 2007 wird zeigen, ob sein Charisma die fehlende Erfahrung wettmachen kann. Foto: EPA

Barack Obama legt unterdessen einiges vor, wird er doch als neuer John F. Kennedy gehandelt. Zu diesem Vergleich lassen sich die Medien immer wieder hinreißen. Allerdings ist es eine Weile her, dass ein Politiker Wähler in derartige Begeisterungstürme versetzte. Obama, dem eine wohl formulierte Rede und zwei überdurchschnittliche Polit-Bücher Rockstar-Status verliehen, ist wortgewandt, höchst charismatisch und lässt keinen Zweifel an seinem scharfen Verstand. Der Harvard-Absolvent zeigt seine besondere Intuition im Umgang mit Menschen in unterschiedlichsten Einsatzbereichen, was ihn gleichermaßen für Washington-Events als auch Hemdsärmeliges im ganzen Land eicht.

Die Auftritte des 45-Jährigen sind schnell ausverkauft, und die meisten, die ihn live erleben, zählen sich danach zu seinen Anhängern. Kaum zwei Jahre als Senator im Amt – und schon wird Obama als Präsidentschaftsmaterial gehandelt, eine kleine Sensation.

Seine künftigen Mitstreiter setzen daher darauf, dass sich hinter Charisma und Rhetorik lediglich eine Mediensation und wenig politisches Gewicht verbergen. Zwar ist Obama seit seiner Ernennung zum Senator unermüdlich im Land unterwegs, Antworten auf eine Reihe wichtiger politischer Fragen fehlen ihm jedoch, und mit ihnen auch große Ideen. Die Entgegnung seines Teams: Es sei alles so schnell gegangen und gewisse Überlegungen erst im Entstehen begriffen.

Deutlichste Position scheint derzeit seine in Aussicht gestellte Politik der Erneuerung. Im Buch „Audacity of Hope“ führt er aus, wie er einer breiten Öffentlichkeit politische Zusammenhänge schmackhaft machen, gegen die Washington-Zentriertheit im Land an-

gehen und Mechanismen für einen ehrlichen Dialog finden will. Das Noble und Anständige, das der Politik heute abgeht, morgen aber bereits wieder vorherrschen könnte, zählt zu seinen Lieblingsthemen. Dementsprechend nennt ihn Mark McKinnon, Chefberater seines möglichen Wahlkampfgegners McCain, eine „lebende, sprechende Hoffnungsmaschine“, weist jedoch nicht von der Hand, dass Obama tatsächlich in der Lage sein könnte, die amerikanische Politik umzugestalten. Glaubwürdigkeit verleiht seiner Rolle des Guten, dass seine Weste, nicht zuletzt aufgrund fehlender politischer Erfahrung, eine blütenweiße ist. Und obwohl er gerne vorsichtig formuliert, wirkt das Ganze nicht inszeniert, vor allem, weil er mit Kritik und Gegnern manierlich umgeht. Dennoch bleibt seine Grünschnabeligkeit das größte Manko. Sowohl national als auch international und militärisch kann er auf wenig Erfahrung verweisen. Und angesichts der außenpolitischen Herausforderungen fällt dies stark ins Gewicht.

„Post-racial“

Größter Asset könnte allerdings sein, dass der Sohn eines Kenianers und einer Amerikanerin die richtige Dosis an Ethnizität verbreitet. Einerseits nimmt er Abstand davon, die Rassenfrage vor seine politische Botschaft zu stellen und die Amerikaner an ihre Verfehlungen zu erinnern. Andererseits weist seine eigene Geschichte ausreichend Herausforderungen im Zusammenhang mit seiner Hautfarbe auf, um auch gegenüber der afroamerikanischen Bevölkerung glaubwürdig zu sein. „Er überwindet die Ethnizität, indem er weiße Amerikaner nicht an das lästige und unvollendete Business der Rassenfrage erinnert“, formuliert

es Buchautor Norman Kelley. Mehr noch: Weiße Wähler würden sich gut fühlen, weil sie ihn mögen. *Washington Post*-Kolumnist Harold Meyerson heftete ihm daher das Attribut „post-racial“ an.

Ein ähnlicher Wahrnehmungsbonus wird auch Colin Powell zugeschrieben, der zu-

dem über militärische und internationale Erfahrung verfügen würde. Das Angebot zur Kandidatur schlug dieser allerdings mehrmals aus.

In einem Land, das überraschend unbeholfen seinen Rassistmusstand erhebt – der Fernsehsender CNN versuchte sich kürzlich an einer Bestandsaufnahme –, könnte das Verführerische an Obama sein, dass durch seine Wahl die USA gewissermaßen vom Vorwurf, ein ethnisches Toleranzproblem zu haben, freigesprochen würden.

Hillarygate

Ihren Promi-Status erfolgreich zur Seite geschoben, gelang es Hillary Clinton, sich nahtlos in den Senat zu integrieren. Dass es Knochenarbeit war, als ehemalige Präsidentengattin mit der kalten Schulter dieses Herrenclubs, gern auch die „letzte Plantage“ genannt, umzugehen, steht außer Zweifel.

Fortsetzung auf Seite 28